

Omówienia, przeglądy

Brigitte Braun; Andrzej Dębski, Andrzej Gwóźdź (Hg.), *Unterwegs zum Nachbarn. Deutsch-polnische Filmbegegnungen*. Filmgeschichte International, Bd. 23, Trier Wissenschaftlicher Verlag Trier 2015, 392 S. ISBN 978-3-86821-592-2.



Der in enger Zusammenarbeit von renommierten Medienwissenschaftlern und Filmhistorikern entstandene Sammelband setzt die Verflechtungsgeschichte des deutschen und polnischen Kinos fort, wie sie bereits in dem von Konrad Klejsa und Schamma Schahadat herausgegebenen Band „*Deutsche und Polen. Filmische Grenzen und Nachbarschaften*“ (Marburg 2011) thematisiert wurde.

Die dort vorhandene inhaltliche Gliederung mit den übergeordneten Begriffen ‚Geschichte‘, ‚Koproduktionen‘ und ‚Ästhetik‘ erweist sich im Hinblick auf die vergleichende Problemstellung des vorliegenden Bandes insofern als überzeugender, weil die beiden diffusen Sammelbegriffe ‚Begegnungen, Durchdringung, Zusammenarbeit‘ wie auch ‚Geschichte und Erinnerung‘ in „*Unterwegs zum Nachbarn*“ den kompakten Prozess der gegenseitigen Beeinflussung der polnischen und deutschen Filmschaffenden in methodischer Hinsicht nicht ausreichend gliedern. In der sehr knappen Einleitung listen die Herausgeber/innen das breite Panorama der „komplizierten deutsch-polnischen Nachbarschaft im Bereich Film“ auf, eine problemorientierte Gliederung ist jedoch daraus nicht entstanden. Sie übernehmen zwar den Titel „*Unterwegs zum Nachbarn*“ aus dem fundierten Beitrag der renommierten Filmwissenschaftlerin Margarete Wach, die den komplizierten Prozess der annähernden Zusammenarbeit zwischen Filmschaffenden aus beiden Ländern an solchen Begriffen wie ‚Gastarbeiter oder ‚Grenzgänger‘ anschaulich macht, und damit auch die „kinematografischen Europäisierungsprozesse vor und nach der Wende“ thematisiert. Eine aus diesem übergreifenden Prozess abgeleitete Fragestellung ist aber insofern nicht entwickelt worden, weil die Herausgeber/innen unter den beiden Sammelbegriffen ganz unterschiedliche thematische Beiträge zusammenfassen. Neben den ethisch und ästhetisch orientierten Beiträgen von Andrzej Dębski und Ewa Fiuk zu Stereotypenbildungen und „Schnittstellen“ im deutschen und polnischen Gegenwartsfilm sind filmhistorische Artikel wie Konrad Klejsas „*Die tausend Augen des Dr. Mabuse*“ über die enge Zusammenarbeit zwischen dem aus Łódź stammenden Filmproduzenten

ten Artur Brauner, dem weitgehend unbekanntem Drehbuchautor Jan Fethke und dem berühmten Regisseur Fritz Lang oder eine „Kinogeschichte als Archäologie des Alltags an der deutsch-polnischen Grenze 1945-1989“ aufgenommen worden. Diese Vermengung von unterschiedlichen Aspekten deutsch-polnischer bzw. DDR-polnischer wie auch bundesdeutsch-polnischer Filmgeschichte wirkt auf den Leser verwirrend, wenngleich die einzelnen Beiträge eine hohe Aussagekraft aufweisen. Zu nennen sind Lars Lockhecks Betrachtung zu „Die SONNENBRUCKS (DDR 1951) – der ‚erste deutsch-polnische Gemeinschaftsfilm‘“, Ralf Schenks Beitrag zur „Entstehungsgeschichte des deutsch-polnischen Gemeinschaftsfilms SIGNALE – EIN WELTRAUMABENTEUER (1970)“ und Andrzej Gwóźdźs vergleichende Analyse der Filme „Opętanie“ (Stanisław Lenartowicz) und „Die Schlüssel“ (Egon Simon), die beide die historisch belastete und ideologiebeladene Verhinderung von Verständigung zwischen Polen und DDR-Deutschen thematisieren. Gwóźdź verweist in seiner vergleichenden Filmanalyse auf die stark differierende Verarbeitung von kulturellem Gedächtnis in Polen beziehungsweise in der DDR. Er greift damit eines der gravierenden Probleme in der „nachbarschaftlichen“ Beziehung zwischen den beiden staatssozialistischen Ländern auf. Diesen Forschungsansatz verfolgt auch Regina Immel in ihrer Untersuchung über den Filmaustausch zwischen den bundesdeutschen und polnischen Fernsehagenturen während des Kalten Kriegs.

Solche kulturtypologischen komparatistischen Analysen sollten, wie die in dem vorliegenden Sammelband bereits vorhandenen Studien (vgl. Magdalena Abraham-Diefenbach in ihrer Kinogeschichte als Archäologie des Alltags an der deutsch-polnischen Grenze 1945-1989 und Bernadetta

Matuszak Looses Untersuchung zu „Nationalhistoriografie im deutschen und polnische Kino vor und nach 1989“), auch im Fokus künftiger Publikationen zur transnationalen vergleichenden Filmgeschichte stehen. Einen komparatistischen kulturhistorischen Untersuchungsansatz finden wir unter der Rubrik ‚Geschichte und Erinnerung‘ in dem lobenswerten Beitrag von Magdalena Saryusz-Wolska „Zur Rezeption von Andrzej Wajda Film DAS MASSAKER VON KATYŃ“. Sie beschreibt und interpretiert nicht nur die publizistische und wissenschaftliche Rezeption in Polen und Deutschland, sondern bezieht sowohl die historisch schwer belastete russische Täter-Geschichte (und deren figürliche Ausblendung durch den Regisseur im Film!) als auch die Wirkungsgeschichte des Films in ihre Analyse ein.

Die Aufarbeitung der komplizierten deutsch-polnischen Geschichte im 20. Jahrhundert aus der Perspektive des Mediums Film leistet der Beitrag von Brigitte Braun, die den „Kampf um die polnischen Herzen“ während des Ersten Weltkriegs auf dem Hintergrund der aggressiven und kriegerischen Außenpolitik des Kaiserreichs gegenüber Russland bewertet. Mit der nach 1918 einsetzenden polenfeindlichen Kulturpolitik setzen sich weitere Aufsätze auseinander, die aus deutschnationaler und regionaler Sicht den filmischen Blick auf Polen untersuchen. Der wohl originellste Beitrag ist dem Spielfilm von Bartosz Kopopka (*MAUERHASE*, 2009) gewidmet, eine deutsch-polnische Produktion, die Jakob Christoph Heller unter Verweis auf Michel Foucaults (*Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I*. Frankfurt /M. 2006) und Giorgio Agambens (*Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben*. Frankfurt /M. 2002) Thesen zur Biopolitik als „Paradigma

europäischer Erinnerung“ (S. 372) bezeichnet. Der Dokumentarfilm, in dessen Mittelpunkt – im Grenzstreifen der Berliner Mauer von 1961 bis 1989 – eingesperrte Kaninchen stehen, intendiert, so Heller, „eine analogische Re-Narration des Mauerfalls aus ‚tierlicher‘ Perspektive.“ (S. 374). Damit einher gehe eine Verfremdung der Geschehnisse, in dem ein Kollektiv die Welt um sich und ihre Veränderungen nicht begreife. Dieser Verfremdungseffekt besitze ein Identifikationspotential, das nicht einfach an nationale Erfahrungen rückgebunden werden könne. Gemeinsam mit der Ästhetisierung der Ereignisse (d.h. filmische Umsetzung) und der Politisierung des Tieres (als Spielball zwischen nationalen Interessen) werde das Kaninchen damit auch zum Objekt einer Ethik, in der die Sprachlosigkeit des Tieres die Vorrangigkeit (S. 374) des Lebens, „der Lebenswelt vor jeder national-politischen Interpretation“ behaupte. In erinnerungskultureller Intervention stelle dieser Film „die Verantwortung für das Leben jenseits von Kultur, Ethnizität und Nationalität, [...] das Erbe, die Basis Europas“ (S. 375) darstelle.

Der Sammelband, der eine Spielfilm-Dokumentation deutsch-polnischer Produktionen von 1916 bis 2011, das Abbildungsverzeichnis und bio-bibliografische Angaben zu den Autor/innen enthält, zeichnet sich – ungeachtet der aufgezeigten Mängel in der Gliederung – durch problembewusste und methodisch hoch differenzierte Beiträge aus. Sie beleuchten die schwer beschädigte deutsch-polnische Vergangenheit aus einer filmwissenschaftlichen Perspektive, die über die nationalen Grenzen hinausgehend im Ansatz europäisch orientierte Interpretationsmuster enthält.

(Wolfgang Schlott)

◆◆◆

Ines Geipel. Joachim Walther. *Gesperrte Ablage. Unterdrückte Literaturgeschichte in Ostdeutschland 1945-1989*. Düsseldorf (Lilienfeld Verlag) 2015, 432 S. ISBN 978-3-50-2.

„Die frühe DDR war ein Archipel der Angst. Ein politisches Schweigesystem, das sich zwangsläufig in ein literarisches Schweigen hinein verlängerte.“ (S. 71)



Die intensiven Recherchen und die zahlreichen Publikationen zur systematischen Unterdrückung literarischer Zeugnisse in der Frühphase der DDR und dem nach dem Mauerbau einsetzenden spezifischen Zeitraum des Misstrauens und der

fortgesetzten Verfolgung „antisozialistischer, subversiver Elemente“, haben 25 Jahre nach der Auflösung der DDR-Diktatur einen ansehnlichen Forschungsstand erreicht. Er wird durch die Ergebnisse von Untersuchungen abgesichert, die sich einem der düsteren Kapitel deutscher Literaturgeschichte im 20. Jahrhundert widmen: der Beschlagnahmung von Manuskripten, der gerichtliche Aburteilung der Autorinnen und Autoren und/oder der folgenden Beschattung der Verfasser/innen durch die Staatssicherheitsbehörden. Die vorliegende Publikation aus der Feder von zwei renommierten Literaturwissenschaftlern, Ines Geipel und Joachim Walther, beruht auf dem von ihnen gegründeten und zusammengetragenen Archiv unterdrückter Literatur in der DDR. 2001 mit Fördermitteln der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur angelegt, bedient es sich vor allem jener Quellen, die in der Stasiunterlagenbehörde nach 1990 gefunden wurden. Und, wie die beiden Verfasser hervorheben, die Ironie der Geschichte habe es ihnen erlaubt „gänzlich unbenannte Schreibschicksale en détail zu recherchieren, Nachlässe zu sichern, die es öffentlich nicht gab, Materialien zu finden, die eine Diktatur hatte verschwinden lassen.“ (S. 309) Neben diesen ergiebigen Quellen lieferten weitere Recherchen, wie „die Suche von Fremdnachlässen in offiziellen Nachlässen von DDR-Autoren, das Durchforsten von DDR-Literaturzeitschriften und DDR-Tageszeitungen, Gespräche mit Protagonisten ehemaliger subversiver Kunstszene, zahllose Interviews im gesamten Bundesgebiet“ (S. 309) eine Fülle von Daten, die sich im Titel der Publikation „Gespernte Ablage“ niederschlagen. Auf 100 Seiten sind rund 100 Namen von Autoren mit Kurzbiografien, der Archivbestand der gefundenen Manuskripte und die nachgewiesenen Veröffentlichungen aufge-

listet. Ergänzt werden diese Angaben durch Literaturhinweise, wie die „Verschwiegene Bibliothek“ der Edition Büchergilde, die zwischen 2001 und 2009 zehn Bände mit Werken von in der DDR verfolgter und diskriminierter Schriftsteller/innen herausgab, und einer Liste mit Sekundärliteratur zu diesem Thema.

In ihren Vorworten bedienen sich die Verfasser zweier methodischer Verfahren, um die Mythen und die Machtmechanismen aufzudecken, die zur Kriminalisierung einer widerständigen Literatur führten. Ines Geipel wählt den „Komplex Buchenwald als die zementierte gedächtnispolemische Achse der DDR“ (S. 26), um am Beispiel des Buches „Nackt unter Wölfen“ (Bruno Apitz, 1958) und dessen DEFA-Verfilmung im Jahr 1963 wie auch Lars Försters Publikation „Bruno Apitz. Eine politische Biografie“ (2015) die bewusst verfälschte Legende um die Rettung eines jüdischen Kindes durch kommunistische Kapos als von der SED-Clique inszenierte Machtabsicherung darzulegen. Joachim Walther, der mit seiner Untersuchung „Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik“ (1996) einen zentralen Komplex der SED-Machtausübung, die Zensur und die Überwachung der Autoren, aufgearbeitet hat, erläutert unter der Überschrift „Angsträume und literarische Gegenwelten“ wesentliche Mechanismen, die der ideologischen Legitimierung einer Diktatur dienen. Unter Verweis auf Franz Kafkas Parabel „Vor dem Gesetz“, in dem die Fiktion von dem nicht einsehbaren Inneren des Machtapparats durch die DDR-Administratoren in die Wirklichkeit verwandelt worden sei, charakterisiert er an zahlreichen Beispielen, wie Zensurbehörden und Staatssicherheitsapparat jegliche Ansätze von alternativen literarischen Schreibweisen im Keim er-

stickten. Noch schlimmer sei die verinnerlichte Angst gewesen, „die als ideologischer Virus in die Innenwelt der Ideen eingedrungen war und dort ihre verheerende Arbeit des Verhinderns verrichtete.“ (S. 33).

Die in zwei große Abschnitte aufgeteilte Abhandlung erfasst im ersten Teil unter der Autorschaft von Ines Geipel den Zeitraum von 1945 bis 1968. Unter der Überschrift ‚Die Stunde Neuschuld‘ bewertet sie den literarischen Neuanfang im Sommer 1947 auf der ersten Thüringer Schriftstellertagung unter der Ägide von Franz Hammer als eine Geburtsstunde der Gruppe 47 Ost. Bereits im Herbst 1947 gerieten einige Autoren, wie Ricarda Huch, in ihrer Funktion als Ehrenpräsidentin des 1. deutschen Schriftstellerkongresses in das Visier der Ostberliner SED-Clique. Sie floh Anfang Oktober 1947 nach Westdeutschland, ebenso wenig später, Anfang 1948, Theodor Plivier, während Gerhard-Rolf Wenzel, einer der Initiatoren der Gruppe 47 Ost, wegen „Spionage“ angeklagt (angebliche Kontakte zur SPD-Gruppe in Westberlin) zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die folgenden Ausführungen, die alle mit Verweisen auf Aktenzeichen belegt sind, zeugen von der systematischen Verfolgung und Aburteilung von Personen, bei deren Festnahme, wie z.B. bei Ursula Adam, ein Manuskript über eine „eiserne Wand“ beschlagnahmt wurde, das als Nachweis für „Agententätigkeit“ diente und zu ihrer Verurteilung führte. Solche Beispiele kennzeichnen die Situation der frühen DDR-Literatur, die einerseits die Terrorherrschaft der Nazis aufarbeiten musste, andererseits den propagandistischen Verlockungen eines staatlich gelenkten Sozialismus nicht auf den Leim gehen durfte. In ihrem Buch „Die Welt ist eine Schachtel. Vier Autorinnen in der frühen DDR“ (1999) hat Ines Geipel das Schicksal von eigenständig denkenden

Journalistinnen und angehenden Schriftstellerinnen, unter ihnen Susanne Kerkhoff und Edeltraut Eckert, untersucht. Die eine nahm sich mit 32 Jahren das Leben, die andere wurde zu 25 Jahren Zuchthaus wegen angeblicher Agententätigkeit verurteilt und starb 1955 nach einem Arbeitsunfall in der berüchtigten Haftanstalt Waldheim in Sachsen. Viele andere gingen an den schlimmen Verhältnissen in Gefängnissen und nach Zwangsaufhalten in Psychiatrien zugrunde.

Es gehört zu den besonderen Verdiensten dieser Publikation, dass sie sowohl die Herrschaftsstrategien der „Einheitspartei“ als auch die individuellen Auswirkungen des geistigen Terrors darlegt. So auch bei der Bewertung des Projekts der Spaltung. Es propagierte nach dem Mauerbau im August 1961 eine staatssozialistische Kulturpolitik, die in der Gestalt der Bitterfelder Produktionsästhetik zur literarischen Verarmung und zur Ausblutung eines ohnehin durch Flucht und Repressionen dezimierten Literaturbetriebs führte. Diejenigen, die blieben, wie Heiner Müller, Wolf Biermann, erhielten Publikationsverbot, andere, wie die weitgehend unbekannt gebliebenen Evelyn Kuffel, Jutta Petzold oder Heidemarie Härtl, gingen an den Zwangsverhältnissen zugrunde oder publizierten in Samisdat-Blättern. Ines Geipel listet auch zahlreiche Leidenswege von hoch talentierten Dichtern auf, die infolge ihrer Aufmüpfigkeit und ihrer ästhetischen Radikalität manche Jahre im Knast oder im gesellschaftlichen Abseits verbrachten. Jedes einzelne Schicksal ruft aus der zeitlichen Distanz von über 50 Jahren nach einer Neubewertung des literarischen Kanons nicht nur in der abgewickelten DDR, sondern auch des gesamtdeutschen Literaturbetriebs, denn selbst diejenigen, die in die BRD flüchteten und dort in die Vermarktungsstrategien der

Verlage gerieten wie auch den unterschiedlichen Bewertungsmustern der „Literaturpäpste“ ausgesetzt waren, bildeten nicht das ganze ästhetisch-innovative Spektrum der dritten deutschen Literatur ab.

Mit dem „Machttheater in Betrieb“ setzt sich Joachim Walther im zweiten Teil der Publikation auseinander. Es ist der Zeitabschnitt zwischen 1968 und 1989. Aufgrund der modifizierten Kulturpolitik der DDR fand zunächst zwischen 1972/73 eine Phase der subtileren Überwachung „staatsfeindlicher“ Gruppierung statt, der wenig später drakonische Maßnahmen folgten. Zum ersten Mal regte sich nach dem Wieder-Einreiseverbot von Wolf Biermann in die DDR (1976) der Protest von Schriftstellerkollegen, darunter Sarah Kirsch, Günter Kunert, Jurek Becker. Sie und einige andere durften 1979 die DDR verlassen, während ihre jüngeren oppositionell eingestellten Kollegen entweder nach einigen Haftjahren in die BRD abgeschoben wurden oder nach 1980 ihre „Kunst als außerstaatliches Leben“ (J. Walther) unter äußerst schwierigen existentiellen Bedingungen ausübten. Die Liste derjenigen Literaten, die sich in irgendwelchen Jobs durchschlugen und in den ab 1982 entstandenen Untergrundzeitschriften publizierten, ist lang genug. Joachim Walther hat mit seinen Studien zu Gabriele Stötzer, Ralf-Günter Krolkiewicz, Christian Heckel, Radjo Monk, Sylvia Kabus, Annegret Gollin, Utz Rachowski, Gerald Zschorsch und zahlreichen anderen Autoren markante Beispiele staatlicher Willkür gegenüber einer aufmüpfigen jungen Generation aufgezeichnet. Er belegt sie nicht nur auf der Grundlage von Autoreninterviews. Er lässt neben den Autorenporträts auch Kopien von Abschlussberichten „operativer“ Vorgänge abdrucken, verweist auf Archivmaterialien und auf Verlagspublikationen, die in der Bundesrepublik

Deutschland und manchmal sogar noch in der DDR bis 1989 wie auch nach 1990 als Nachweis für literarische Wertigkeit erschienen, und benennt auch externe Fundorte und Archive. Auf diese Weise gibt er für junge Germanisten/innen den Weg frei in die „gesperrte Ablage“, in der sicherlich noch weitere, bislang verdeckte Schätze lagern. Möglicherweise beeinflusst ihre Auswertung den noch nicht abgeschlossenen Kanon deutscher Literatur im 20. Jahrhundert. Auf jeden Fall lohnt es sich, den einzelnen Schicksale nachzugehen, und vielleicht sogar dabei auf die Namen von Autoren zu stoßen, die einst als verfeimt galten und nun der Inbegriff von Zivilcourage geworden sind, wie so oft in der Geschichte von Diktaturen.

(Wolfgang Schlott)

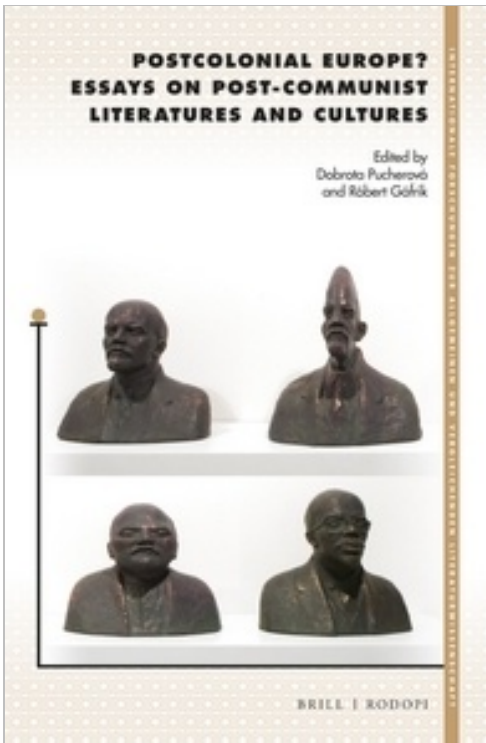


EUROPA ŚRODKOWO-WSCHODNIA JAKO OBIEKT POSTKOLONIALNEJ DYSKUSJI

Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures. Edited by Dobrota Pucherová, Róbert Gáfrík. Leiden/Boston: Brill/Rodopi, 2015. 405 P.

Opublikowana nakładem wydawnictwa Brill/Rodopi w roku 2015 praca zbiorowa będąca efektem konferencji naukowej, która się odbyła wiosną roku 2014 w Instytucie Literatury Światowej Słowackiej Akademii Nauk w Bratysławie pod znamienym tytułem *Postcolonial Europe* jest wydarzeniem wypełniającym puste miejsce na naukowej mapie Europy Środkowej. Konferencja pod tytułem „Postcolonialism and East-Central European Literatures”, odbyła się

10-12 kwietnia w salach Instytutu Polskiego w Bratysławie, co dodatkowo podkreśla znaczenie niemrawo się tłącego dialogu środkowoeuropejskiego dotyczącego spraw naszej regionalnej wspólnoty. Uczestnikami konferencji byli badacze problematyki postkolonialnej reprezentujący w większości kraje postkomunistyczne, a poza tym także goście z emigracji.



Do niedawna Europa Środkowa oraz Wschodnia były terenem importu myśli zachodniej (nierzadko zresztą uprawianej przez emigrantów ze wschodu) albo polem dla stosunkowo nielicznych, indywidualnych badaczy podejmujących postkolonialną tematykę (Mykoła Riabczuk z Ukrainy, Dariusz Skórczewski z Polski, Bogdan Ștefănescu z Rumunii). Z czasem ilość zainteresowanych uległa znacznemu powięk-

szeniu, ale trudno było mówić o zorganizowanym ruchu myśli transregionalnej. Należy jednak wymienić ukraińską badaczkę Tamarę Hundorovą, z Polski bez wątpienia Hannę Gosk (proponującą własne rozwiązania terminologiczne) oraz Aleksandra Fiuta i Jana Sowę, a z Rumunii Cristinę Șandru, Liviu Andreescu, Ekaterinę Patrascu. Od roku 2009 „Porównania” drukują tomy zbiorowe poświęcone postkolonializmowi. W Bibliotece „Porównań” ukazał się okazały tom *Dyskurs postkolonialny w literaturze i kulturze Europy Środkowo-Wschodniej: Polska, Ukraina, Węgry, Słowacja*, pod redakcją Bogusława Bakuły, Dobrochny Dabert, Emilii Kledzik, Ryszarda Kupidury, Kingi Piotrowiak-Junkiert (Poznań 2015, 667 S.). Do niedawna białymi plamami na mapie środkowo-wschodniej refleksji postkolonialnej były Czechy, Słowacja i Węgry. Ostatnie dwa lata są o tyle udane, że ukazało się kilka prac zbiorowych w Czechach i na Słowacji. Co ciekawe spojrzenie na postkolonialną problematykę z perspektywy doświadczeń społeczeństwa węgierskiego, słowackiego i czeskiego dokonuje się nierzadko bez większego udziału postkolonialnej metodologii, dość usilnie narzucanej poprzez tłumaczenia i pewną grupę kopistów tej metodologii, uważających, że bez jej udziału postkolonialność licznych zagadnień historycznych, etnicznych i kulturalnych staje się wątpliwa. Kraje te omija spór wewnętrzny, który najbardziej dotknął polskich badaczy (łącznie z emigracyjną reprezentacją tego środowiska), a dokonujący się wzdłuż linii lewicowego (tradycyjnie, po marksistowsku) i konserwatywnego lub prawicowego (nowe, rewolucyjne podejście, sic!) eksplikowania problematyki postkolonialnej, łącznie z przekładaniem jej na najbardziej współczesne realia polityczne i kulturalne. Dla niniejszego tekstu problem ten nie ma znaczenia,

więc zostanie pominięty. Natomiast trzeba zauważyć, że w węgierskiej literaturze przedmiotu postkolonialne prace Csaby Gy. Kissa, a w słowackiej Petera Zajaca rozgrywają się ideowo w bardziej tradycyjnej sferze pojęciowej, co nie znaczy gorszej czy mniej nośnej intelektualnie. Czasami wydaje się, że właśnie ten pojęciowy tradycjonalizm, niemający nic wspólnego z polską postkolonialną lewicą i prawicą, głębiej dociera do istoty problemu, która wciąż koncentruje się wokół zjawisk dominacji, zależności, upodrzedzenia, wykluczania, zamykania w układzie deprecjonujących mityzacji, schematów politycznych i stereotypów społecznych oraz etnicznych. Warto odnotować kolejne środkowoeuropejskie pozycje, które włączają się odrębnie lub w ramach importowanej metodologii w postkolonialną dyskusję. To, między innymi: *(Re)wizje historii w dyskursie i literaturze*. Pod red. D. Gutfeld, A. Sowińskiej, M. Linke-Ratusznej (Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 2014. 168 S.); *Prekolonialismus, kolonialismus a postkolonialismus. Impéria a ti ostatní ve východní a jichovýchodní Evropě*. Eds. Stanislav Tumis, H. Nykl (Praha: Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy, 2015. 243 S.); *Narody & stereotypy 25 lat później. Nowe granice, nowe horyzonty*. Red. naukowa R. Kusek, J. Purchla, J. Santera-Szeliga (Kraków: Międzynarodowe Centrum Kultury, 2015. 390 S.) oraz będąca zasadniczym powodem niniejszego tekstu praca zbiorowa pt. *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*. Edited by Dobrota Pucherová, Róbert Gáfrík. (Leiden/Boston: Brill/Rodopi, 2015. 405 P.)

Zredagowana w Bratysławie i wydana w prestiżowym zachodnim wydawnictwie praca zbiorowa nosi wszystkie dobre i gorsze cechy środkowo-wschodnioeuropejskiej krytyki postkolonialnej. Z cech gorszych to przede wszystkim brak nowych idei, kon-

ceptów i rozwiązań niekopiujących dokonania klasyki zachodniej. Z tym jest oczywiście najtrudniej. Rzecz nie w nawiązaniach, ale raczej w autokolonizacyjnych próbach przypodobania się zachodniemu, specjalistycznemu czytelnikowi, który jako jedyny, miałby wydać wiążącą opinię na temat pracy, znając się na zagadnieniach umiarowanie lub też się nie znając, ale rozpoznając je wyłącznie w języku angielskim. To tak jak z owym sławnym, i słusznie z wielu powodów, badaczem przeszłości Galicji, w tym również kolonialnej, prof. Larrym Wolffem, który w swojej znanej pracy *The idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture* całkowicie pominał wiążące i liczne źródła ukraińskie, polskie, czeskie, jeśli nie były tłumaczone na język angielski, a głównie korzystał z opracowań niemieckich wyrażających bezpośrednio niemiecki interes polityczny lub niemieckie rozumienie procesów zachodzących w regionie Europy Środkowo-Wschodniej. Jego praca jest powszechnie cytowana, choć pominięcie wskazanych zasobów ujawnia znaczne przestrzenie pominięć, które wynikają z neokolonialnego (i w ogóle niezauważalnego z perspektywy Ameryki) stanowiska, że lokalne języki mają dla globalnego procesu poznania mniejsze lub żadne znaczenie. Powstaje wrażenie, że książka pisana dla odbiorcy „krajowego”, lokalnego, w lokalnym języku, mogłaby pewne akcenty wyznaczać nieco inaczej. I zapewne byłoby to bardziej prawdziwe. Przede wszystkim chodzi o problemy związane z tożsamością etniczną, nacjonalizmem, a także silnym w Europie Środkowo-Wschodniej resentymentem, do których środkowoeuropejscy badacze nie lubią się przyznawać, jako do zjawisk, które charakteryzują ten region w szczególny sposób i które przegrywają z ujęciami estetyzującymi. Intencją tej uwagi jest chęć podkre-

ślenia prymarnego znaczenia lokalnych języków w komunikacji postkolonialnej, a więc ograniczenia dominacji angielszczyzny, która nie powinna być jedynym i wyłącznym (kolonizującym wówczas) medium. Lepiej byłoby tę książkę najpierw wydać po czesku, polsku, węgiersku i słowacku niż wyłącznie po angielsku. Jako pozycja anglojęzyczna znajdzie mniej czytelników, ale przysporzy autorom więcej bibliograficznej chwały. I to być może cały zysk. Niczego poza tym nie zmieni. Należy zachęcać lub zmuszać (w sensie naukowym, rzecz jasna) badaczy zachodnich i tutejszych do nauki języków Europy Środkowej (najlepiej na tym gruncie stoją Niemcy, ale i oni już też uwierzyli w omnipotencję języka angielskiego, który swoją wrażliwość postkolonialną wyostrzył gdzie indziej i w innym momencie historycznym).

Problemem tej interesującej książki, pierwszej międzynarodowej pracy zbiorowej na słowackim „rynku postkolonialnym”, jest jej swego rodzaju „wtórność”. Wielu autorów wygłasza poglądy, które zaprezentowali już wcześniej w innych pracach, niektórzy kilkakrotnie. Nie zmienia to faktu, że, paradoksalnie, na rynku prac międzynarodowych, odnoszących się do Europy Środkowo-Wschodniej, jest to fizycznie jedno z pierwszych osiągnięć i dlatego ważnych. Głównie poprzez to, iż pokazuje istnienie niemałego i mocno wgrzyzonego w problematykę międzynarodowego środowiska badaczy oraz ważne problemy zakorzeniające dzieje Europy Środkowo-Wschodniej w perspektywie postkolonialnej.

Redaktorzy *Postcolonial Europe?* postawili w tytule znak zapytania, sygnalizując już na samym początku, iż mają świadomość dyskusji, w której trakcie część dyskutantów podważa w ogóle sens odnoszenia perspektywy postkolonialnej do problemów Europy Środkowej oraz Wschodniej.

Sceptycy, podkreślający prymarność znaku zapytania, wywodzą się w większości z kręgów badaczy zachodnich, zdecydowanych ograniczać geograficzny, polityczny, kulturalny, a także moralny i etyczny zasięg postkolonializmu do problemów tzw. Trzeciego Świata, Azji i ewentualnie Ameryki Południowej. Jest jednak wiele argumentów przemawiających za sensownością stosowania perspektywy postkolonialnej w odniesieniu do Europy Środkowej oraz Wschodniej. Badacze rosyjscy zakorzenili w swoich pracach termin „kolonizacja wewnętrzna” (Alexander Etkind, Vyacheslav Morozov, Gasan Gusejnov) w ten sposób okcydentalizując rosyjskie problemy, ale przede wszystkim budując dla Rosji perspektywę wiktymistyczną, jakże istotną w perspektywie postkolonialnej. Wszakże tutaj dyskusja nierzadko sprowadza się do jednego problemu: kto i kogo bardziej uciskał. W tym wypadku wychodzi na to, że Rosja i Rosjanie byli też ofiarami imperializmu (własnego!), którym potrzebna jest współczująca perspektywa postkolonialna i nieważne, w jakim stopniu tenże swój państwowo-narodowy imperializm popierali i popierają. Perspektywa wiktymistyczna nie jest absolutnie obca straumatyzowanej pamięci narodów Europy Środkowo-Wschodniej. Ważne jest, by między nią a kryteriami kulturowo-estetycznymi, odnoszącymi się do postkolonialnej zawartości dzieł literackich, filmowych, teatralnych, zachować właściwe proporcje i skupić się na artefaktach zamiast na emocjach, których nigdy nie zabraknie.

Zaletą pracy *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures* jest właśnie skierowanie uwagi na przeszłość i współczesność *kultury pamięci* w regionie. Z tym typem zachowań kulturowych, jeśli nie odnoszą się do wewnętrznej, narodowej perspektywy podmiotu, jest

w Europie Środkowej oraz Wschodniej kłopot. Odsunięte na nieco dalszy plan, a ogromnie żywe w świecie społeczno-politycznym kwestie przemocy, ofiary, podboju, nie znikają, lecz stanowią właściwe, historyczne tło. Również redaktorzy antologii stawiają tezę, że najpoważniejszym postkolonialnym problemem dzisiejszej Europy Środkowo-Wschodniej są neoimperialne aspiracje Rosji. Swój tom przygotowali, będąc pod wrażeniem ukraińskiej rewolucji w roku 2014, a potem rosyjskiej aneksji Półwyspu Krymskiego. Niewątpliwie jest to problem dla wszystkich, którzy doświadczyli i pamiętają ciężar rosyjskiej kolonizacji „wewnętrznej”, której ofiarą w XVIII wieku padła Ukraina, a w XIX Polska. Na tej kwestii Węgrzy, Słowacy, Czesi, a także Niemcy mają mniej doświadczeń i wiedzy. Autorzy zdają się nie pamiętać, że w sensie kulturalnym i mentalnym Rosja nie zdołała skolonizować nawet całej Ukrainy, o Polsce czy Litwie nie wspominając, choć pozostawiła po sobie szpetne ślady cywilizacyjnej nędzy, carskiego i sowieckiego serwilizmu, korupcji, klientelizmu *à la manière russe*. Dlatego odczuwane na granicach zagrożenie polityczno-militarne ze strony Rosji, zwłaszcza dziś, nie przekłada się na obawę przed ponownym skolonizowaniem kulturalnym. Europa Środkowo-Wschodnia jest dzisiaj o wiele silniejsza pod tym względem niż ćwierć wieku temu. Stąd wydaje się, że w postkolonialnej perspektywie Europy Środkowo-Wschodniej równie ważne, a dla niektórych podmiotów narodowych ważniejsze będzie to, co wydarzyło się i co trwa, jako kulturalny endemit postrosyjski i postsowiecki w sferze kultury społecznej i artystycznej. Teraz bardziej chodzi o pamięć uwzględniającą minione i obecne relacje kultur środkowo-wschodnioeuropejskich między sobą, a nie między nimi, jako blokiem,

a kulturą rosyjską. W ostatnim półwieczu kultura rosyjska zostawiła na terytorium Europy Środkowej wiele świadectw swojej politycznej dominacji, które są sukcesywnie usuwane. O wiele ważniejszą kwestią jest zatem rozległy dialog toczony pomiędzy kulturą ukraińską, polską, litewską, słowacką i węgierską, rumuńską (również prawosławie), czeską i niemiecką. Ukraińcy, Białorusini i Litwini, jako największe zagrożenie dla tożsamości swojej kultury, widzieli kulturę polską, a nie kulturę wspólnego ciemieży - Rosji. Słowacy walczyli i nadal walczą (walka z cieniem?) z madziaryzacją, wykorzystując do tego między innymi trendy polityczne oraz kulturalne płynące z niemieckiego kulturowo Wiednia. Należy podkreślić, że praca pod redakcją Gáfrika i Pucherovej została skoncentrowana na poruszonych tutaj sprawach w sposób dość nierówny w sensie proporcji i poziomu naukowego. Część pierwsza zatytułowana *Post-Dependence: Preliminary Considerations on East-Central European Un-Homing* składa się z prac następujących autorów: Madina Tlostanova, *Postcolonial Theory, the Decolonial Option and Postsocialist Writing*; Benedikts Kalnačs, *Postcolonial Narratives, Decolonial Options: The Baltic Experience*; Cristina Sandru, *Joined at the Hip? About Post-Communism in a (Revised) Postcolonial Mode*; Emilia Kledzik, *Inventing Postcolonial Poland: Strategies of Domestication*. Należy tylko żałować, że zróżnicowana i zniuansowana, szeroka, polska dyskusja postkolonialna doczekała się tylko jednego, syntetyzującego głosu. Polski dorobek naukowy i eseistyczny w sferze dyskusji postkolonialnej wręcz przytłacza swoim ogromem i zakresem, czego w słowackiej pracy nie widać, co nie jest winą redaktorów, ale chyba słabej recepcji propozycji ze strony polskich badaczy, autorów, bardziej zainteresowanych drażnieniem

spraw kresowych, rozłożonych na osi zachód-wschód.

Część druga *The Ghosts of the Past: Post-Communist Rewriting of National Histories* zawiera prace Bogdana Ștefănescu, *Filling in the Historical Blanks: A Tropology of the Void in Postcommunist and Postcolonial Reconstructions of Identity*; Adriana Raducanu, *Confessions from the Dead: Reading Ismail Kadare's Spiritus as a 'Post-Communist Gothic' Novel*; Dobroty Pucherovej, *Trauma and Memory of Soviet Occupation in Slovak (Post-) Communist Literature*. Natalie Paoli, *'Let My People Go': Postcolonial Trauma in Oksana Zabuzhko's The Museum of Abandoned Secrets*; Edit Zsadányi, *Voicing the Subaltern by Narrating the Communist Past through the Focalization of a Child in Gábor Németh's 'Are You a Jew?' and Endre Kukorelly's 'The Fairy Valley'*. Na pewno ciekawym uzupełnieniem wiedzy o węgierskim antysemityzmie jest artykuł ostatniej autorki, szkoda, że egzemplifikacja została sprowadzona tylko do dwóch utworów dziecięcych, z których jeden dotyczy poruszonej problematyki. To jest temat, którego w zbiorze zabrakło, co można zrozumieć, ale on w środkowoeuropejskiej literaturze przed 1989, jak również po roku 1989 i tak pozostaje jednym z ważniejszych (A. Lustig, H. Kral, I. Kertész i inni). Większość z tych tekstów, lub ich też, znamy z wcześniejszych publikacji i w tym sensie nie są one *tutaj* odkryciem. Wydaje się błędem aktualizowanie wypowiedzi do bieżącej sytuacji politycznej. W znacznej mierze ciekawsza jest sytuacja społeczno-etniczna oraz kulturalna, nawet w dotkniętej wojną Ukrainie. Ona się zmienia szybciej niż literatura, co stwarza błędne perspektywy odczytania faktów kultury. Na pewno zabrakło w części drugiej kogośkolwiek, kto mógłby powiedzieć o rewizjach historycznych i rozrachunkach w perspektywie porównawczej. Przed

wszystkim historyków literatury i historyków idei. Należy jednak odnotować inspirowany tekst Bogdana Ștefănescu. Jednak podobnych tekstów jest w książce za mało. Szkoda, że nie było tu polskiej, czeskiej, węgierskiej, ukraińskiej, litewskiej literatury rozrachunkowej, a byłoby o czym pisać, jeśli się weźmie pod uwagę takie znakomitości jak choćby Tadeusz Konwicki, Milan Kundera, Peter Esterházy, Oksana Zabuzhko, Tomas Venclova, o pisarzach rosyjskich typu Wiktor Jerofiejew, Ludmiła Pietruszewska czy Władimir Bukowski nie wspominając.

Część trzecia pod tytułem *Place and Displacement in (Post-)Communist Narratives and Cityscapes* zawiera prace Iryny Sywenky, *Geopoetics of the Female Body in Postcolonial Ukrainian and Polish Fiction*, Tamása Scheibnera, *Building Empire through Self-Colonization: Literary Canons and Budapest as Sovietized Metropolis*; Xéni Gaál, *The City of K. (Königsberg/Kaliningrad) as a Cultural Phenomenon: Cultural Memory, the Myth and Identity of the City*; Doroty Kołodziejczyk, *The Organic (Re)Turn — Ecology of Place in Postcolonial and Central/Eastern European Novel of Post-Displacement*. Część ta jest niejednorodna i prawdopodobnie wyodrębniona nieco „na siłę”. Zawiera teksty, które nie pasują do siebie. Odstaje zwłaszcza tekst D. Kołodziejczyk. Wprowadzenie tematyki, którą można by nazwać mianem „ekopostkolonializmu” jest ciekawym zamierzeniem, jednak warto znać odpowiednią literaturę. W sensie historycznym świetnie pasuje tutaj sowiecka proza ukazująca kolonizowanie Syberii oraz innych regionów ZSRS, zresztą z różnych okresów, od socrealistycznej powieści Brunona Jasińskiego *Człowiek zmienia skórę* (1933), poprzez syberyjski nurt wiejski, którego symbolem w szerszym sensie stał się film *Syberjada* (1978) w reżyserii Andreja Konczałowskiego. Mamy polskie, słowackie, czeskie, ukraińskie odpowiedniki wpi-

sujące się w perspektywę ekopostkolonialną. To na pewno poszerzyłoby temat. Autorka zaś łączy dwa problemy, których związek jest możliwy, ale niekonieczny, a niekiedy wyłącznie hipotetyczny. Jest to problem ekologicznej perspektywy literackiej oraz szeroki problem przesiedleń, zmiany miejsca na skutek wydarzeń historycznych. To jest typowa sytuacja uogólnienia, pułapka w którą wpada wielu autorów tego tomu, mieszając odgórnie przyjęte porządki teoretyczne z mniej znaną (w niektórych wypadkach ewidentnie mniej) materią literacką. Zwłaszcza brakuje tu ujęć prawdziwie porównawczych.

Część czwarta pod tytułem *Imagining the Orient in Central European Communist Travel Writing* mieści artykuły Róberta Gáfrika, *Representations of India in Slovak Travel Writing during the Communist Regime (1948–1989)*; Martina Slobodníka, *Socialist Anti-Orientalism: Perceptions of China in Czechoslovak Travelogues from the 1950s*; Agnieszki Sadeckiej, *A Socialist Orientalism? Polish Travel Writing on India in the 1960s*. ukazuje rozległą problematykę „dialogu” komunistycznej i postkomunistycznej Europy Środkowej z szeroko rozumianym Orientem, ze światem niedostępnej dla zwykłego obywatela, ale „przyjacielskiej” egzotyki. Tym bardziej należy żałować, że zabrakło tutaj znakomitych polskich reportażystów, od Ryszarda Kapuścińskiego poczynając. Dzienniki podróży oraz reportaże były szczególnym oknem na świat, przez które nierzadko było widać świat kolorowany kredkami propagandy, choć przecież nie wszystko można była załgać czy podretuszować. Przy okazji, kolonialna perspektywa reportaży Arkadego Fiedlera wciąż jeszcze czeka na swojego dogłębnego badacza.

Część piąta zatytułowana *Between the East and the West: The Colonial Present* zawiera znane już skądinąd (niekoniecznie pod zamieszczonym w książce tytułem)

prace Mykoły Riabczuka *Ukrainian Culture after Communism: Between Post-Colonial Liberation and Neo-Colonial Subjugation*; Dariusza Skórczewskiego, *Trapped by the Western Gaze: Contemporary European Imagology and Its Implications for East and South-East European Agency — a Case Study*; Jagody Wierzejskiej, *Central European Palimpsests: Post-colonial Discourse in Works by Andrzej Stasiuk and Yurii Andrukhovych*. Niewątpliwie ilość prac dotyczących wspólnej książeczki Andrzeja Stasiuka i Jurija Andruchowycza *Moja Europa* sięga granic albo rekordu albo absurdu. J. Wierzejska solidnie i z umiarem podeszła do popularnego tematu. Dowodzi to niewątpliwie jednej kwestii. Niezbyt głęboka myślowo (Stasiuk) i nazbyt ostrożna historycznie (Andruchowycz) wspólna inicjatywa wskazuje na głód bezpośrednich, literackich (może filmowych czy teatralnych również) dociekań porównawczych na temat wspólnej, regionalnej historii i różnych perspektyw jej ujmowania oraz rozumienia. Pisarze trafili w centralne miejsce środkowo-wschodnio-europejskiego systemu tożsamości, pokazując tę Europę w perspektywie generacyjnej. Młodsza generacja pisarzy, dziennikarzy, która otarła się o ukraińską rewolucję godności z 2014 roku, a teraz świadkuje w spektakularnym rozwoju nacjonalizmu, widzi kwestie wspólnych doświadczeń historycznych nieco inaczej. W tej sprawie zabiera poniekąd głos Dariusz Skórczewski, pisząc o imagologicznych aspektach zarówno tożsamości jak i dialogu w Europie Środkowej oraz Południowo-Wschodniej.

Postcolonial Europe? jest niewątpliwie pracą, o której zaletach będzie się jeszcze mówić. Książka uświadamia przy okazji, jak wielkie obszary możliwej do podjęcia refleksji postkolonialnej zostały poza jej horyzontem. I to jest także znacząca zasługa, przynależna pracy na gruncie słowac-

kim pionierskiej, o niewątpliwie inspiratorskim charakterze. Jeśli do przyszłej dyskusji włączą się inni polscy i ukraińscy badacze, a także węgierscy oraz bałkańscy (np. S. Vladusić, T. Rosić, I. Perisić, B. Škvorc i inni), będziemy mogli mówić o możliwości zobiektywizowania wspólnych, ale skrajnie inaczej postrzeganych doświadczeń, poprzez szerszą wymianę opinii. Niewątpliwie przydałaby się szersza reprezentacja opinii rosyjskiej. Fakt, że Madina Tlostanova pojawia się w szrankach wielu dyskusji, jako jedyna rosyjska przedstawicielka, też wiele mówi o relacjach i możliwych płaszczyznach dialogu Europy Środkowej z tendencjami, panującymi wokół krytyki postkolonialnej w Rosji. Niepokoi mała reprezentacja badaczy mieszkających na Słowacji, którzy postkolonialną perspektywę mogliby prezentować z etnicznego punktu widzenia, jako Słowacy, Węgrzy, Romowie, Czesi. W tym wypadku warto przypomnieć kilka ważnych postaci słowackiej dyskusji odnoszącej się do zagadnień postkolonialnych, choć nie zawsze podejmowanej w metodologicznie wyrazistych ramach. To Rudolf Chmel, Tibor Žilka, Peter Zajac, Zoltán Németh, Peter Andruška – badacze, którzy relacjom słowacko-czesko-węgierskim, a także mniejszościom (Andruška) poświęcili wiele prac, ważnych z punktu widzenia tożsamości narodowej i regionalnej postrzeganej w perspektywie kolonialnej i postkolonialnej. To samo zresztą odnosi się do badaczy węgierskich, których brak w sensie intelektualnym jest w pracy *Postcolonial Europe?* widoczny. Mam na myśli takich autorów jak Jéno Szűcs, Csaba Gy. Kiss, Csaba Dupcsik, J. László Nagy. Na pewno wartym zainteresowania faktem jest słaba obecność na postkolonialnym „ryнку” czeskich badaczy, w innych dziedzinach środkowoeuropejskiej humanistyki zauważalnych. Dowodzi to, iż sam postkolonializm,

jako perspektywa naukowa czy polityczna, nie jest niezbędny do funkcjonowania żywej dyskusji o sprawach współczesnych, ani też, że stanowi wiążącą odpowiedź na problemy dzisiejszej humanistyki. Czesi niewątpliwie mieliby o czym pisać, albowiem ich kolonialne przeżycia, w znaczeniu podległości politycznej i narodowej, tracenia tożsamości, a potem jej odzyskiwania, są w Europie Środkowej jedynymi z ważniejszych historycznie doświadczeń. Powiedzmy jednak szczerze, nie jest ważne, w jakim teoretycznym języku wyrażamy swoje problemy, ale jak o tym rozmawiamy z sobą i z otoczeniem. Tytułowy znak zapytania w pracy *Postcolonial Europe?* doskonale tę prawdę uzewnętrznia.

Bibliografia

- Dyskurs postkolonialny w literaturze i kulturze Europy Środkowo-Wschodniej: Polska, Ukraina, Węgry, Słowacja*, pod redakcją Bogusława Bakuły, Dobrochny Dabert, Emilii Kledzik, Ryszarda Kupidury, Kingi Piotrowiak-Junkiert (Poznań 2015, 667 S).
- Morozov, Vyacheslav. *Russia's Postcolonial Identity. A Subaltern Empire in Eurocentric World*. London: Palgrave Macmillan UK, 2016. P. 209.
- Narody & stereotypy 25 lat później. Nowe granice, nowe horyzonty*. Red. naukowa R. Kusek, J. Purchla, J. Santera-Szeliga. Kraków: Międzynarodowe Centrum Kultury, 2015. S. 390.
- Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*. Edited by Dobrota Pucherová, Róbert Gáfrík. (Leiden/Boston: Brill/Rodopi, 2015. 405 P.
- Prekolonialismus, kolonialismus a postkolonialismus. Impéria a ti ostatní ve východní a jichovýchodní Evropě*. Eds. S. Tumis, H. Nykl. Praha: Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy, 2015. S. 243.
- (Re)wizje historii w dyskursie i literaturze*. Pod red. D. Gutfeld, A. Sowińskiej, M. Linke-Ratusznej. Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 2014. S. 168.

(Bogusław Bakuła)